Wo ist die Kultur?

Autor(en): **Brunacher, Fritz / Tobler, Max**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verficht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **5 (1910)**

Heft 1

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-350109

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wo ist die Kultur?

Ist sie bei uns im Indianerviertel oder ist sie in den Villenquartieren? Ist sie bei den Herren oder bei den Arbeitern? — Ich bin gut bekannt mit einem Unternehmer und befreundet mit einem seiner Arbeiter. Den Herrn Unternehmer habe ich im Kaffeehaus kennen gelernt, den Arbeiter, als er einen Unfall erlitt. Der Herr Unternehmer langweilt sich sehr, und um sich die Langeweile zu vertreiben, ließ er sich mir vorstellen, um einen leibhaftigen Sozialdemokraten in der Nähe zu sehen. Ich ulkte ihn ein bißchen an und fand, es täte seiner Seele gut, wenn er sich seines Mammons zugunsten seiner Arbeiter, zugunsten der Arbeiterbewegung entledigte. Da begann er zu seufzen und zu klagen: Ob ich meine, der Besitz mache glücklich? Er sei nun recht hablich geworden und es sei ihm ungemütlicher als vorher. Man könne nicht mehr als essen. Er wisse mit seinem Gelde doch nichts anzufangen. Es sei ihm grenzenlos langweilig. Er gehe zwar ein paarmal im Jahr in die Ferien, nach Aegypten, nach Italien, nach England. Aber es sei überall etwa gleich langweilig. Ich fragte ihn, ob er keine Bücher lese, keine Bildergalerien anschaue, keine Freude an der Musik habe. Ja, er habe sich ein Piano gekauft (ein etwas schikeres Grammophon). Aber in den Büchern stehe auch nicht viel Gescheites. Ich meinte daraufhin: Wenn Sie aber so viel Geld haben, weshalb zahlen Sie denn Ihre Arbeiter nicht besser? Weshalb führen Sie den Achtstundentag nicht ein? Ja, das gehe doch nicht wegen der Konkurrenz.

Und zwei Minuten, nachdem er gejammert, er werde sein Geld nicht los, jammerte er wieder über die schlechten Geschäfte, die Rohstoffpreiserhöhungen, die Schlechtigkeit der Arbeiter, ihre Falschheit und Unzufriedenheit, wie sie gar nicht verständen, daß man es gut mit ihnen meint. Uebrigens lade er mich ein, einmal seine prächtige Villa anzusehen; sie sei nach neuester Konstruktion, ein Wunderwerk; sie werde mir gewiß gefallen. Ich nahm die Einladung an und wurde auf einen Abend Salonsozialdemokrat. Eine hübsche Villa, wirklich! Man sah, daß der Mann sein Geschäft verstanden, sonst hätte er nicht so viel Geld aufbringen können. Ein Architekt hatte alles schön ausgedacht und eingerichtet. Die innere Ausstattung, die Bilder usw. waren aber recht mittelmäßig. Ein paar schlechte Helgen, wie sie die Sekundarschüler malen. Kurz, gar nicht geschmackvoll.

Ich machte ihn darauf aufmerksam, und weil ich mich daran erinnerte, daß er sich ja beklagt, er wisse nicht, wohin mit seinem Geld, erzählte ich ihm von einer armen, kranken Künstlerin, die reizende Sachen gemalt, und meinte, man könnte zweien auf einmal auf die Beine helfen, seinem Salon und der armen Künstlerin. Da wurde er nervös, machte plötzlich eine furchtbar tragische Miene und meinte: „Dumm's Züg!“ Nachher nahm er mich noch auf die Seite zu einer Gratiskonsultation. Ich war froh, so hatte ich doch mein Essen abverdient. Es war übrigens nicht schlecht. Man aß auch Salm mit dem Fischmesser, was erst seit kurzer Zeit in der hohen Welt üblich war. Die Weine in der richtigen Reihenfolge, wie es sich in dem Hause eines Mannes von Geschmack ziemt. Man sprach von allem. Von Büchertiteln, von der sozialen Frage. Von allem gleich unoriginell, gleich uninteressant. Man meinte, die Menschen blieben sich eben immer gleich. Es sei unnütz, sich um sie zu bemühen. Jeder solle seinen Weg gehen und sich nicht groß um die andern kümmern. Nie werde auf der Welt eine gründliche Aenderung möglich sein.

Der Egoismus sei nun einmal das einzige im Menschen. Wohl sei es gut, daß man denen helfe, die unverschuldet ins Unglück gekommen. An mich gewendet: ich meinte es ja gut, möge ein Idealist sein, aber ich solle mir doch das Leben gemütlicher machen, nicht unnötigerweise mit diesen Leuten „da unten“ mich abgeben. Die wollten doch nur einen besseren Futtertrog und kümmerten sich nachher den Teufel um alle Idealisten. Ich wehrte mich übrigens dagegen, daß ich ein Idealist sei; wir Akademiker seien heute auch ganz gewöhnliche Proletarier, die sich abschinden und abhetzen müssen, wie die übrigen Arbeiter auch. — —

Ist bei dem Herrn mit der Villa Kultur? Werden diese Herren Kulturträger sein? Werden sie die neuen Werte schaffen, nach denen es die Menschenseele dürstet? Ist in ihnen der große Glaube an die Kraft der Menschenseele, Schönes zu schaffen? Sie sind reich. Sie bauen sich schöne Häuser. Aber wo der Geschmack des bezahlten Architekten, des Zudieners des Geldherrn, fehlt, da versagt der eigene Geschmack. Es ist nichts Eigenes in diesen Menschen. Deshalb diese Langeweile, diese Klage, man wisse nicht, was mit dem Gelde anfangen. Es ist kein schöpferischer Trieb in diesen Menschen. Sie wissen nichts anzufangen mit all den Schätzen der Erde. Nur Geschäft, Geschäft. Und es ist kein Gefühl der ernsten Menschenliebe in diesen Menschen. Sie klagen, sie werden ihr Geld nicht los. Wie manchem von ihnen aber fällt es ein, die Geldquelle etwas näher anzuschauen? Wie manchem kommt es zum Bewußtsein, daß das zu viele Geld, mit dem er nichts anzufangen weiß, Menschenkraft ist, gestohlene Menschenkraft?

Ich sagte oben, ich sei nicht nur bekannt mit diesem Unternehmer. Ich kenne auch seine Arbeiter. Einen im besonderen. Er hat mich noch nie zum Nachtessen eingeladen, ist froh, wenn es für seine Familie reicht. Der Herr hat ja zu viel Geld, so muß der Knecht gewiß zu wenig haben. Wenn es beim einen ist, ist es nicht beim andern. Der Mann bewohnt keine Villa, nur eine unserer Mietskasernen im Indianerviertel. Wenn man aber in seine Wohnung eintritt, ist's einem ganz wohlig, behaglich. Ein paar schöne Rembrandtreproduktionen schmükken seine heimelige Stube. In einem selbverfertigten, hübschen Blumenständer stehen scharlachrote Geranien und ein paar seltsam geformte Krobben. An der Wand eine Violine. Sie gehört dem Jacqueli; er ist erst zehn Jahre alt, aber der leidenschaftliche

Schüler eines nachbarlichen Violinisten, der nebenbei Arbeiter rasiert und ihnen die Haare schneidet. Und Bücher gibt es, was für schöne Bücher! Keine Klassiker, die man kauft, um sie nur aufzustellen und sich den Schein von Bildung zu geben. Da ist Bommelis Naturgeschichte, recht sichtbar abgelesen, Bebels Frau nicht minder. Engels Büchlein von der Entstehung von Staat, Familie und Eigentum. Aber ich sehe auch zu meinem Verwundern Gottfried Keller, die Geschichte der Kommune von Lissagaray, das Büchlein von Genosse Greulich über „Arbeitslosenfrage" neben Peter Krapotkins „Wohlstand für alle". Eine große, große Bücherzahl mehr. Und allen merkt man es an, daß sie gelesen wurden, immer wieder gelesen werden.

Man muß übrigens den Mann nur gesehen, seine guten Augen betrachtet haben. Es leuchtet etwas drin. Und wenn er anfängt von seinen Kindern zu erzählen, wie er sie erziehe, so muß der verstockteste Mensch menschengläubig werden. Er habe sie noch nie geprügelt, er habe jetzt fünfe und begreife nicht, wie es noch Menschen, sogar Lehrer gebe, die meinen, der Stock gehöre zum eisernen Bestandteil des Erziehers. In die Religionsstunde schicke er sie nicht. Getauft sei keines. Die Geschichte vom Storch und ähnlichen Unsinn habe er den Kindern nie erzählt.

Die Kleinen sind denn auch herzige Käfer. Fröhlich und endlos fragelustig. 's nimmt einen nur wunder, daß das Vater und Mutter nicht zappelig macht. Es gehört schon ein gut Stück Beherrschung und echte Liebe zum Menschen im Kinde dazu, nach des Tages Mühen und Arbeit für all die gwundrigen Fragen der Rangen noch kluge Antworten zur Verfügung zu haben. Man fragt sich unwillkürlich woher nimmt dieser einfache Mann mit sechsjähriger Schulbildung Energie und Wissen zu alledem? Und wenn man ihn fragt, so lächelt er und sagt: „Ich glaube eben an die Arbeiterbewegung, ich glaube an den Sozialismus. An die Befreiung von der Lohnsklaverei. Aber ich weiß auch, daß diese Befreiung nur kommt, wenn ich mich selbst bilde und aus meinen Kindern freie, kluge Menschen mache, Persönlichkeiten, die Sinn für Freiheit und Kultur haben. In denen nicht nur egoistische Triebe sich entwickeln, sondern eine freudige, opferwillige Liebe zu denen, die mit ihnen leiden. Meine Kinder sollen Kämpfer werden für die Armee des Sozialismus."

Wo ist die Kultur? In den Villenvierteln oder im Indianerquartier?

(Aus dem Weihnachtsbuch von Fritz Brupbacher und Max Tobler: Der tolle Hund).

Im Lande herum.

Wirtschaftliche und politische Rundschau.

Die schweizerische Arbeiterschaft schaut mit nichts weniger als freudigen Gefühlen zurück auf das vergangene Jahr. Ueberall, auf

wirtschaftlichem und politischem Gebiete

ein schier ohnmächtiges Ringen und Kämpfen gegen die Machtstellung des Großkapitalismus, gegen die Gewaltherrschaft der freisinnigen Reaktion!

Die schon mehr als zwei Jahre andauernde wirtschaftliche Krise mit ihren unvermeidlichen Begleiterscheinungen der Arbeitslosigkeit und Lohnverkürzung erschwerte ein Anwachsen der verschiedenen Gewerkschaftsverbände. Aus der

Statistik der Gewerkschaftlichen Rundschau,

deren Redaktion Genosse Huggler in Bern in vorzüglicher Weise besorgt, erhellt, daß sich die Mitgliederzahl der Gewerkschaften im allgemeinen auf der früheren Prosperitätshöhe von 1906 zu erhalten vermochte. Ja, einzelne Organisationen weisen trotz der Ungunst der Verhältnisse im Gegensatz zu anderen einen ganz beträchtlichen Mitgliederzuwachs auf, so die graphischen Hilfsarbeiter, die Lithographen und Buchbinder, während aus leicht erklärlichen Gründen die Verbände der Maurer, Steinarbeiter und Holzarbeiter mit Verlusten zu rechnen haben. Die Werbe- und Agitationsarbeit wird im neuen Jahre mit unvermindertem Eifer einsetzen, um das große Organisationswerk wieder um einige Schritte seiner Vollendung näher zu bringen.

Arg enttäuscht in ihren Hoffnungen auf hinreichende Existenzverbesserung sind

unsere Eisenbahner,

für deren elementarste Lebensinteressen Papa Bund gar wenig Entgegenkommen zeigt. Während für die höheren Beamten und Angestellten in auskömmlicher Weise gesorgt wird, werden die Arbeiter der eidgenössischen Militärwerkstätten mit geradezu empörend kleinen Teuerungszulagen bedacht.

Dagegen wird dem

Großbauerntum

wacker unter die Arme gegriffen durch die gegenwärtige Zollpolitik, die den fortwährenden Anstoß gibt zu neuen unsinnigen Preiserhöhungen unserer wichtigsten Lebensmittel. Der Kleinbauer ist dabei fast so übel dran wie der Arbeiter. Infolge der immer mehr anwachsenden Schuldenlast versinkt auch er allmählich ins Arbeiterproletariat.

Und die Arbeiterschaft selber wird in ihrem Vorwärtsstreben nach Verbesserung ihrer Lohn- und Arbeitsbedingungen gewaltsam zurückgehalten durch unwürdige

Ausnahmegesetze, durch Streikparagraphen.

Ja unsere väterlich gesinnte Regierung suchte den seit sechs Jahren begrabenen

Maulkratten

wieder hervor unter verstaubten Staatsantiquitäten und übertünkte den alten Rost mit glänzendem Firnis. Das mittelalterliche Maulrüstzeug fand aber nach der sachlich klaren Protestrede unseres Genossen Dr. Studer im Nationalrat nicht die gewünschte Würdigung.

Immer noch auf ihre Vollendung harren das neue

eidgenössische Strafrecht, das revidierte Obligationenrecht,

die seit Jahren hintangehaltene